



Feierabend



Autotaxi Nr. IA 9865

Siebzehn Jahre ist es alt, als sich zum letzten Male ein Chauffeur auf den abgewetzten, eingedrückt Lederbezug des Führersitzes setzt, den Motor anlaufen läßt und den klappernden Wagen langsam auf den Hof des Autofriedhofes fährt. Auf dem Platz, der bedeckt ist mit hohen Häufen zerrissener Pneumatiks, abgehalteter Züge, deren Sprungfedern wirt und verrostet aus den zerrissenen Gurten herausstehen, abmontierter Räder, altmodischer Karosserieteile und ausgeschlachteter Motorblöcke, nimmt der Chauffeur das Gas weg und zieht die ausgeschliffenen Bremsen an. Er klettert heraus und wechselt mit dem inzwischen herbeigekommenen Besitzer der „Altauto-Verwertungs-G. m. b. H.“ ein paar Worte. „Sehen Sie man zu, was aus der alten Blechbüchse noch herauszuholen ist!“

Der Angeprochene sieht das Wagenwrack mit einem zweifelnden Blick an. „Wird nicht viel werden!“ brummt er als Antwort. „Nur, daß die Untkosten gedeckt sind, fürchte ich. — Hat Ihr Chef einen neuen gekauft?“

„Ja. Gott sei Dank! Man bekam ja mit dem Klappertasten keine Fahrt mehr!“

Dies ist die Geschichte der Autodroschke Nr. IA 9865:

Kurz vor dem Kriege entstand sie. Es gab damals auch keine Serienfabrikation, wie sie heute die Menschen zermürbt und die Erzeugnisse der Industrie in einem stetigen, ununterbrochenen Strome in die Welt ergießt. Wo heute pro Tag 200 genormte und standardisierte Wagen die Fabrik verlassen, wurden damals täglich 10 hergestellt — und eines Tages war unser Taxi eines von diesen zehn. Es erhielt seine rote Probenummer, wurde auf der Versuchsbahn eingefahren und ging endlich in den Besitz des Droschkenunternehmers über, der damit den ersten Schritt zu Modernisierung seines Unternehmens tat. Bis dahin hatte er nur aus drei wackligen Droschken mit ebenso wackligen Säulen davor bestanden.

Vieles wäre zu erzählen aus den ersten Jahren der Autodroschke IA 9865 — vieles, und wenig Frohes. Elegant sah sie aus, den damaligen Begriffen entsprechend: mit ihrer glänzend lackierten Karosserie, den messingenen Scheinwerfern, dem Karbidbehälter, der, ebenfalls aus Messing, auf dem linken

Trittbrett befestigt war, dem runden, schwarzen Tachometer und den mit hellbraunem Leder bezogenen Sitzen. . . Der Motor war neu und zuverlässig; wenn ein Fahrgast einstieg brachte der Chauffeur nur mit einem kurzen Ruck die vernickelte Kurbel vorn herumzureißen, und der Motor lief. Brav und zuverlässig lief er. Jeden Morgen und jeden Abend rechneten die beiden Chauffeurs, die sich in den Tages- und Nachtdienst teilten, bei dem Besitzer ab — der Verdienst war gut, die Anschaffung lohnte sich, und alle waren zufrieden.

Die Jahre gingen, der Krieg schritt weiter, wurde immer erbarmungsloser und härter — und immer seltener kam es vor, daß das Autotaxi IA 9865 lustige, glückliche Menschen ihrem Ziele zuführte. Eilige Offiziere, die von einer Dienststelle zur anderen fuhren, Urlauber, die schnell vom Bahnhof nach Hause wollten, und die noch das Grauen der Front in den Augen trugen, Frauen, die in der Stidluft und Sekjagd der Munitionsfabriken zusammengebrochen waren und in ihre Wohnung oder ins Krankenhaus geschafft wurden — ab und zu ein fetter, zwihscher Kriegsverdiener mit seinen Schieberfreunden — das waren die Fahrgäste während dieser vier Jahre. Längst sah das Auto nicht mehr so elegant aus, wie zu Anfang. Der Lad war stellenweise abgestoßen und konnte nicht erneuert werden. Die Vereingung bestand aus Ersatzkummis, der alle Augenblide riß und geflickt werden mußte. Das minderwertige Ersatzbenzin ruinierte den Motor, der, erst so zuverlässig, jetzt oftmals ohne erkennbaren Grund aussetzte und nicht wieder in Gang zu bringen war. Der Tagesverdienst wurde knapper. Und dann war der Krieg endlich zu Ende.

Mit der Aufhebung der Blockade strömten fremde Waren ins Land. Der Besitzer der Autodroschke IA 9865 sah mit Erschrecken, wie seine Ersparnisse auf die Hälfte — ein Viertel ihres ehemaligen Wertes zusammenschmolzen und verwendete einen Teil seines immer wertloser werdenden Geldes dazu, das Autotaxi, von dessen Ertrag er jetzt allein leben mußte (die Pferde hatte man zum Kriegsdienst weggeholt), neu instandsetzen zu lassen. Wieder stand es eines Tages neu lackiert und zuverlässig auf der Straße. Die

unmodernen Lampen waren verschwunden; an ihrer Statt glänzten vernickelte Scheinwerfer mit hochkerzigen Glühbirnen darin. Den Platz des Karbidbehälters auf dem Trittbrett nahm jetzt eine elektrische Batterie im schwarzen Blechkasten ein. Die Kurbel war verschwunden; ein Trud auf den Knopf des Anlassers ließ den Motor anspringen. Alles sah wie neu aus, und nur die nachgedunkelten Ledersitze verrieten, daß schon viele Menschen auf ihnen gefessen hatten.

Es folgte der gespenstische Zahlentanz der Inflation. Der Chauffeur und der Besitzer, der jetzt an die Stelle des zweiten Chauffeurs getreten war, brachten jeden Morgen und Abend immer größere, immer phantastischere Summen nach Hause — Summen, die Stunden später zerfloßen, unscheinbar wurden, entwertet waren. . . Der Wagen kam nicht zur Ruhe, jagte tagsüber zwischen Büros, Banken, Börse und Fabriken hin und her — brachte nachts lärmende, innerlich haltlose Menschen von Bar zu Bar, von Diele zu Diele. Ausländer fuhren in ihm: lebhafte Franzosen, kühle, überlegene Engländer, geschäftsmäßige Amerikaner, und alle die Fahrgäste hatten nur einen Gedanken: „Verdieneu — teilhaben an dem großen Raubzug!“ — — nur einen Gesprächsstoff: „Geschäfte machen — kaufen, verkaufen, für Dollars, Pfunde, Franken. . .“

Dann war dies alles mit einem Schlage vorbei und das Leben kam wieder in geordnete Bahnen. Das Autotaxi IA 9865 tat seine Pflicht wie Tausende von anderen Autodroschken. Tag und Nacht war es in Betrieb. Es stand bald da, bald dort an einem Halteplatz; in längeren oder kürzeren Abständen nahmen Menschen in ihm Platz, um schnell an irgendein Ziel zu gelangen — Menschen: traurige und vergnügte — hoffnungsvolle und hoffnungslose — arme, verlegene und wohlhabende, selbstsichere — geschäftige und schweigsame — junge und alte — Männer und Frauen — Liebespärchen und Einfame — gesunde und kranke — immer andere Menschen, immer wechselnde Schicksale.

Die Jahre vergingen. Es verging die Zeit der Rationalisierung, der Scheinblüte der Wirtschaft, und dann kam allmählich, endlich immer drückender und erbarmungs-

Die Legion der Arbeitslosen.

Von Hans Schuhmacher.

Wir kommen aus der dunklen Stadt,
wo man nicht Arbeit für uns hat,
wir kommen alle, Mann für Mann
und stehen in einer Reihe an —
und diese Reihe geht so weit
bis an den Rand der Ewigkeit.

Es spie uns aus die Arbeitswelt —
und unser Lied zum Himmel geht:

Wir sind die Männer ohne Tat,
wir, mit den leeren Händen,
für die man nichts mehr übrig hat
als Arbeitslosenspenden.

Wir sind der Uberschuß der Welt,
man schiebt uns auf die Seite: —
die Unternehmung hat gefehlt,
Fabriken gehen pleite.

Die Krise frißt die Erde auf,
doch höhnen die Profite:
es gehen nur Proleten drauf,
noch lebt ja die Rendite.

Dies ist die Ordnung unsrer Zeit!
Und merkt ihr das, Proleten?
Man brachte es doch herrlich weit
auf unserem Planeten!

Wir kommen alle, Mann für Mann,
und stehen in einer Reihe an.
Wie eine Mauer hingestellt,
umsfakt sie unsre ganze Welt. —
Nun wissen wir, um was es geht:
Die rote Fahne flammend weht!

Zum Teufel, wir sind doch nicht lahmt!
Hört zu, ihr Stempelbrüder!
Nun fangen wir zu schaffen an,
nun reden wir die Glieder!

Was meint ihr, Brüder, was wir sind?
Wir sind doch eine Masse,
Die unsre ganze Welt umspannt:
die Arbeitslosenklasse!

Und in der Masse liegt die Kraft,
wenn sie ein Ziel verbindet. —
Wo Freiheit uns die Arbeit schafft,
liegt unser Staat begründet.

Drum los, Kollege, gib die Hand,
gib sie dem Stempelbrüder!
Es geht ins rote Zukunftsland!
Kollegen, seht ans Ruder!

lwer, die Krise — die Wirtschaftskrise, Welt-
krise. Immer seltener wurden die Fahrgäste.
Niemand hatte noch Geld. Immer länger
stand das klapperig und unmodern gewordene
Tagi I A 9865 auf dem Halteplatze, bis es
einmal von jemanden benutzt wurde. Sieb-
zehn Jahre hindurch hatte es auf der Straße
gestanden, hatte Menschen befördert — Tag
und Nacht — Sommer und Winter — —
jezt bevorzugten die Fahrgäste neuere, be-
quemere Wagen, nahmen die später gekom-
menen und warfen ironische Blicke auf den
„alten Klapperkasten“, der da stand und
stand . . .

Da entschloß sich der Besitzer, es auf den
Autofriedhof bringen zu lassen. Man gab
ihm dafür ganze 100 Schilling. Den neuen
Wagen kaufte er auf Abzahlung. Der alte
Wagen hatte seine Schuldigkeit getan und
wartet nur noch darauf, daß er zerfchlagen
wird.

Das ist die Geschichte des Autotagi
I A 9865. Eine lächerlich unbedeutende Ge-
schichte, nicht wahr? Man darf nur nicht
Vergleiche zwischen seinem und unserm Leben
ziehen . . .

Gase bauen Welten.

Wissen Sie, was Gase sind und was Gase
bedeuten? Nein, Sie wissen es nicht. Gase sind
gewissermaßen die Mütter des Alls. In einem
ganz großen Sinne kann man zu: Erde und
allen, was auf ihr regt, sagen: Aus Gas
bist du; zu Gas wirst du wieder werden.

Alle Gase sind ein Rückenwurm fester
„Teilchen“, der in der Wärme durcheinander

tanzt. Die ganze Physik hat kein zweites Gebiet
wie das der „kinetischen Gastheorie“ (worunter
man die Bewegungslehre der Stoffteilchen in
Gasen verstehen muß), auf dem alle Berechnun-
gen und auf sie gestützten Behauptungen so
vollkommen mit den Beobachtungen überein-
stimmen. Sie hat errechnet, daß die Stoffteil-
chen des Wasserstoffes schon bei 0 Grad mit der
Geschwindigkeit von 1844 Meter in der Sekunde
auseinanderfliegen, also ebenso schnell wie
Flintenkugeln. Und das steigert sich entsprechend
bei wachsender Wärme. Die Gasteilchen be-
schleßen also die Wand ihres Behälters wie
ein Regiment mit einem wahren Trommel-
feuer. Diese Erfahrung benutzt man bei den
Gasstrahlmaschinen, und sie mag auch die Ge-
walt des Gasdruckes erklären und dem Worte
„Luftdruck“ seinen Sinn geben. Auch was eine
Explosion ist, wird man nun verstehen. Die
plötzliche Erhitzung, durch die feste Körper oder
Flüssigkeiten zu Gasen umgebildet werden, treibt
deren Teilchen mit einer Wucht auseinander,
von der die Menschheit in den vergangenen
großen Kriegen einen Gebrauch machte, der
ganze Länder in Wüsteneien verwandelt hat,
wie sie auch in Bergwerken ganze Bergwände
auseinander treibt.

Das ist die Gaswelt, ein sich unsrerer Sin-
nen entziehender und darum unheimlicher,
schreckender Bestandteil des Alls, dessen Gesamt-
bedeutung in der Natur sich vorzustellen aller-
größte Mühe macht und der deshalb bedeutend
unterschätzt wird. Denn versucht man, sich den
Himmelsraum, soweit man ihn kennt, auf einen
kleineren und faßlichen Maßstab zu verein-
fachen und vergleicht man dann die darin
schwebenden Massen mit den Gasen, dann
näher man sich wohl der Wirklichkeit mehr

als unter dem Banne der gewohnten Natur-
eindrücke, die uns als Rindensbewohner einer
harten Kugel fortwährend mit festen Dingen
zusammenstoßen lassen und die uns sogar, wenn
wir den Blick zum Sternenhimmel richten vor-
spiegeln, er sei erfüllt mit unermesslichen Men-
gen von wieder festem Weltstoff.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß unser Son-
nenstern ein ungeheurer Gasball ist, erfüllt
mit dem Gas Coronium, in das die Sonne mit
ihrer Gefolgschaft bis zum Neptun eingebettet
ist. Daß andere Sonnen überhaupt nur aus
Gasen bestehen, wie auch unsere Sonne nur
ein Gasball ist, wird nicht bezweifelt. Dazu
kommen die Tausende von dunklen und glühen-
den Himmelsnebeln und die unermesslichen,
nach Lichtjahren zählenden Zwischenräume von
Sonne zu Sonne. Man veruche, sich das
anschaulich zu machen, indem man sich das
Weltall als einen Würfel vorstellt, so groß wie
der größte Häuserblock in unsern Großstädten.
Er soll Glaswände haben und leer sein. Und
nun erfüllen wir ihn mit entsprechend ver-
kleinerten Modellen der Himmelswelt. Was
kommt hinein? Die nächste Sonne, außer der
unsrerer, ist viele Lichtjahre entfernt, die ent-
fernteste angeblich 12.000 Lichtjahre. Nehmen
wir an, unser Würfel sei 240 Meter lang, also
ebenso lang wie ein Dzeandampfer oder die
große Pyramide; dann müßte in ihm unsere
in seinem Mittelpunkt schwebende Sonne ein
Pünktchen sein, von dem ein Meter weit ent-
fernt wieder ein Pünktchen schwebt und so fort.
Nur sind die Sonnen so klein, daß man in
einem 240 Meter langen „Weltall“ sie nur
mikroskopisch darstellen darf. Sogar die größten
Sonnen, die man zehntausendmal größer schätzt
als unser Himmelslicht, dürfen noch nicht als
Staubkörnchen wiedergegeben werden. Und die
Mehrzahl der Sonnen besteht aus Gas. Die
Himmelsnebel sind Gas. Der ganze ungeheuer-
liche gläserne Block, so hoch und breit wie die
größte der ägyptischen Pyramiden, wäre leer;
in meterweiten Entfernungen schweben mikro-
skopische Pünktchen; die Milchstraße wäre viel-
leicht ein zarter Dunst darin. Jedermann, der
das sieht, würde sagen, dieses Weltall ist ja
leer; der feste Stoff, von dem ich kaum etwas
wahrnehmen kann, ist darin ohne jede Bedeu-
tung. Ein bißchen Gas und angeblich ein paar
Staubkörnchen darin, das ist alles.

Da hat man dann einen anschaulichen Welt-
begriff, abgeleitet aus dem Verständnis dafür,
was Gase bedeuten. Dr. R. Francé.

Ein Zahlenkunststück.

Wer bringt es fertig, sofort, ohne eine
Sekunde zu überlegen, hundert und mehr sechs-
stellige Zahlen aufzuschreiben, die alle durch 13
ohne Rest teilbar sind? Auch die besten Kop-
f-rechner versagen bei dieser Aufgabe, und doch
gibt es nichts Leichteres als das: 318.318,
495.495, 514.514, 101.101, 957.957, 683.683. So
könnten wir eine ganze Seite mit Zahlen fül-
len, die alle diese Bedingungen erfüllen. Ja,
aber stimmt es denn immer? Selbstverständlich,
bitte nur die Probe machen! Zum Beispiel
957.957 : 13 = 73.689, Rest Null.

Man kann das bei jeder sechsstelligen Zahl,
die aus zwei gleichen Gruppen von drei Ziffern
gebildet ist, versuchen. Immer kann man ohne
Rest durch 13 teilen.

Aber noch mehr: alle diese Zahlen sind auch
durch 11 ohne Rest teilbar! Zum Beispiel
957.957 : 11 = 87.087, Rest Null.

Man steht hier scheinbar vor einem Wunder.
Diese verheßten Zahlen haben nämlich auch noch
die Eigenschaft durch 7 restlos teilbar zu sein.

Die Jugendzeitschrift „Unser Schiff“, der wir dieses Zahlenrätsel entnehmen, erwartet, daß ihre jungen Leser von selber des Rätsels Lösung finden. Wir sind aber sicher, daß auch manche unserer Leser mit Interesse und Eifer der Sache auf den Grund zu gehen versuchen. Uebrigens wird überhaupt vieles von dem, was von Technik, Natur, Sport in den Hefen von „Unser Schiff“ erzählt wird, auch von den Alten begierig verschlungen. Jedem Vater, der einen Jungen von 10 bis 16 Jahren hat, empfehlen wir, diese wirklich gut geleitete Zeitschrift der Französischen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Kosmosverlag).

(Des Rätsels Lösung ist natürlich sehr einfach: Alle genannten Zahlen sind Vielfache der Zahl 1001. 1001 aber ist = 7×11×13!)

Wo der Mann melken und tochen muß.

Im Frühjahr 1931 durchquerte ein junger Engländer, Berram Thomas, das unbekannte Arabien, ein Gebiet, das so groß ist wie Deutschland und Frankreich zusammen. Kein Europäer, wahrscheinlich nicht einmal ein Araber, hat vor ihm diese terra incognita von Meer zu Meer durchquert. In einem anziehenden Reisebericht, das unter dem Titel „Arabia Felix“ (soeben in London erschienen ist, berichtet Thomas über seine gefährliche Reise, die sich der seines großen Landsmannes und Vorgängers Douglas ebenbürtig an die Seite stellt. Es ist eine festsame Welt, die sich vor dem Leser

auftut. Viel Interessanter erfährt man besonders über die Frauen der Wüstenaraber und ihre Stellung in der Gemeinschaft: Sie brauchen weder die Tiere melken, noch das Essen zu tochen. Diese Arbeiten sind Vorrechte der Männer. Die Hauptaufgabe der Frau ist es, Kinder zu gebären, vor allem Kinder männlichen Geschlechts. Die Frau bringt die Kinder in der Wüste ohne Beschwerden zur Welt. Noch einen Tag vor der Entbindung ist sie bei der Arbeit, und die Geburt selbst geht auf freiem Felde oder in einer Höhle vor sich. Die Männer erweisen sich als gewandte und wortreiche Plauderer selbst dann, wenn das Thema der Unterhaltung sich auf Kamele, Flinten und Weiber beschränkt. Von der europäischen Gepflogenheit, über gewisse heikle Dinge mit Stillschweigen hinwegzugehen, wissen sie nichts, und deshalb fehlt ihnen auch der Sinn für Schamhaftigkeit und schamhaftes Verhalten, eine Anstandspflicht, die im übrigen auch bei den Geschichten, die sie erzählen, unerfüllbar wäre. Der Araber der Wüste ist von den Einflüssen des Abendlandes unberührt geblieben, selbst viele konventionelle Vorstellungen des Islams sind ihm fremd. Er ist ein einfaches, offenes, herzliches Naturkind, dabei aber launisch und wetterwendisch, er ist zuweilen süß, freigebig und edel, manchmal aber wieder füzig, hinterhältig und brutal. Er ist zwar mit gesundem Menschenverstand begabt; das hindert aber nicht, daß er auch von unvernünftigen und abergläubischen Vorstellungen geangstigt wird, die ihm die Vision der Hölle ständig vor Augen stellen.

Club gleichen Namens gründeten. Namen Partrigenossen aus dem Reich, dann ging es hier besonders lustig zu. Das „Lied vom Bürgermeister Tschach“ und das „Petroleumlied“, beide voll Anspielungen auf die politischen Verhältnisse in der Heimat, wurden oft und laut gesungen. Oder es wurde ein Spizel, den man entlarvt hatte, gründlich verhauen.

Während des Weltkrieges war Zürich, wie die ganze Schweiz, vor allem der Sammelpunkt jener, die gegen den Krieg arbeiteten, und darum in ihrem Vaterlande nicht leben konnten. Noch ist in der Spiegelgasse, einer kleinen, von Proletariern bewohnten Gasse, das Haus zu sehen, in dem Lenin bis zum Ausbruch der russischen Revolution gelebt hat.

Die Schweizer, selbst weit entfernt, Bolschewisten zu sein, aber mit gesundem Sinn für Geschichte und ihre Exponenten begabt, haben dem Andenken Lenins eine Tafel geweiht, die an dem Hause, in dem Lenin seine Züricher Zeit verbracht, angebracht ist.

„Hier wohnte vom 21. Feber 1916 bis 2. April 1917 Lenin, der Führer der russischen Revolution,“ steht auf dieser Tafel, die nur eine unter unzähligen Gedenktafeln an den Häusern in dieser Stadt ist. Aber obwohl der Beschluß, eine Gedenktafel anzubringen, von den bürgerlichen Stadverordneten mitgefaßt war, setzten sich einige bürgerliche Organisationen hinter den Hauswirt, um ihn zu bewegen, die Tafel wieder entfernen zu lassen. Man drohte dem Manne mit dem Boykott seiner Wirtschaft, aber die Stadt gab ihm eine kleine Abfindung als Ausgleich und die Tafel blieb. So verdient der Wirt doppelt an diesem Gast, den er zu Lebzeiten kaum beachtet, denn fast alle Fremden kommen hierher, um das Haus zu sehen, in dem Lenin gelebt hat. Und mancher verzeht wohl auch sein Schöpplein und läßt sich von dem Wirt ein Anekdotchen erzählen. Auch das gehört mit zu der Atmosphäre dieser Stadt, die uns weniger durch ihre Geschichte als durch die Geschichten erfreut, mit denen sie ihre Gäste beschenkt.

Die Stadt der Erinnerungen.

Von Erich Grisar.

Der den Lesern sozialistischer Zeitungen bekannte Schriftsteller Erich Grisar hat eine Reise durch Europa gemacht. Nicht des Vergnügens wegen und um ästhetische Studien zu machen, sondern um Leben und Los der Arbeiter in verschiedenen Ländern Europas kennen zu lernen. Ueber seine Reise, die ihn durch Belgien, Polen, Holland, Frankreich, Italien und Spanien führte, hat er im Verlage „Der Bücherkreis“, G. m. b. H., Berlin SW 61, ein Buch: „Kamerad und Schreibmaschine durch Europa“ erscheinen lassen (Preis M. 4.80), das neben flott geschriebenen Reportagen über seine Erfahrungen und Erlebnisse etwa hundert ausgezeichnete Tiefdruckfotos enthält. Aus dem allen Fremden des „Bücherkreis“ sicher hoch willkommenes Buch entnehmen wir einen kurzen Bericht über Zürich:

Wir kamen von Luzern, wo wir uns gar nicht wohlgeföhlt hatten. Es war uns zu sehr allerersten Ranges. Mit dem Gefühl, daß gutgebügelte Hosen und gepflegtes Schuhwerk zu dieser Stadt gehören, in der nur gewohnheitsmäßige Müßiggänger sich wohlföhlen können, fuhren wir weiter nach Zürich. Hier gefiel es uns viel besser. Das Gefühl, wenn es irgendwo in der Welt sich gut leben läßt, dann muß es hier sein, ließ uns nicht los. Mag sein, daß das Bewußtsein, auf historischem Boden zu wandeln, unsere Phantasie über Gebühr besflügelte. Aber so ist nun einmal Zürich. Ohne seine Vergangenheit wäre es vielleicht eine Stadt wie viele andere, aber es ist keine Stadt wie andere Städte, es hat nun einmal seine Vergangenheit. Und was für eine Vergangenheit! Da ist kaum eine Straße, über deren Pflaster nicht einer von denen gewandert ist, die lange in die Reihe der Ewigen und Unergriffenen eingegangen sind. Hier hat Pestalozzi, der große Schulkrefo-

mer Zürichs und der Welt, gelebt. Lebendiger noch als an diesen ist die Erinnerung an Gottfried Keller, den größten Dichter der Schweiz. Hier im alten Zürich ist kaum ein Haus, an dem nicht eine Erinnerungstafel hängt. Bürgerliche und sozialistische Politiker haben im letzten Jahrhundert die Stadt bevölkert, die in einem von Monarchien beherrschten Erdteil Hort republikanischer Gesinnung war. Hier haben die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Teilnehmer der 1848er Revolution Aufnahme gefunden, später wohnten hier die Kommunisten Frankreichs. In der Zeit des Sozialistengesetzes haben die Opfer des deutschen Polizeistaates hier Schutz gesucht und der „Sozialdemokrat“, jenes Organ, das in den Zeiten schwerster Bedrängnis die deutschen Sozialisten zusammenhielt, ist in seiner ersten Zeit in Zürich geschrieben und gedruckt worden. Von hier brachte der rote Feldpostmeister Pelli die Fackel jenes Geistes, der berufen war, den Absolutismus überspannter Herrscher zu überwinden, über die nahe Grenze in das hart umkämpfte Deutschland der Arbeiter. Kautsky und Bernstein, die beiden großen Theoretiker der Partei, haben zu jener Zeit hier gewohnt und gemeinsam den Grund gelegt zu den Büchern, aus denen die junge Generation ihr Wissen über den Sozialismus schöpft.

Später, als die deutsche Partei sich schon durchgesetzt hatte und zu einer Macht geworden war, die kaum noch zu umgehen war, hat August Bebel, der unergessene Führer der Partei, hier gelebt.

Aber nicht nur erste Erinnerungen sind es, die in dieser Stadt leben. In seinem Werke „Aus meinem Leben“ hat Bebel uns erzählt, wie lustig es manchmal im „Mohrenklub“ zugegangen ist, den die in Zürich lebenden deutschen Genossen in Erinnerung an einen Berliner

Tiere bekommen Ammen.

Die Säugtiere heißen so, weil sie in-stande sind, ihre Jungen mittels einer Brustdrüsenflüssigkeit, die man Muttermilch nennt, aufzuziehen, großzuzüngen, und merkwürdigerweise muß ein Kalb nicht unbedingt Kuhmilch trinken, um am Leben zu bleiben. Es könnte auch von einer Schweinemutter oder einer Pferdennutter großgezogen werden. Die Natur hat das mit Absicht so eingerichtet, und wenn das Geschick den Jungen die Mutter entreißt, wissen sich die Säugtiere (zu denen natürlich auch der Mensch gehört) meist irgendwie zu helfen. Der Stach, der seine Eier in fremde Nester legt und seine Jungen von Meisen, Amseln oder anderen Vögeln großziehen läßt, gehört nicht hierher, weil er kein Säugtier ist.

Die Wölfin, die Komulus und Remus säugte, ist zwar eine ungeschichtliche Persönlichkeit, doch beruht die Sage auf erlebten Beobachtungen. Daß Wölfe keine Menschenkinder großgezogen haben, ist nichts Unbekanntes. Rudyard Kipling hat in seinem Schlangelbuch eine solche Episode geschildert und konnte sich immer darauf berufen, daß man in Indien in Wölfs-höhlen schon des öfteren verschleppte Kinder fand, die von den Wölfen aufgezogen und halbe Wölfe geworden waren. Auch auf einer Expedition ins Innere von China, als eine Teilnehmerin mit einem kleinen Jungen niederkam und gleich darauf starb, wußten sich die Männer nicht anders zu helfen, als eine Wölfin, die gerade geworfen hatte und die man in einer Höhle fand, als Amme zu nehmen. Der Junge

trant sich täglich satt. Schließlich machen wir Menschen es ja kaum anders, denn die uns am meisten zur Verfügung stehende Muttermilch der Kuh wird allgemein dazu verwendet, um kleine Kinder aufzufangen. Der Landwirt muß sich manchmal helfen, indem er ein junges Fohlen der Kuh an die Zitzen legt oder ein Kalb der Fohlenmutter unterstellt, und was bei Haustieren möglich ist, geht natürlich auch bei den Raubtieren. Im Zoologischen Garten oder beim Zirkus gibt man den kleinen Löwen Tigern und anderen Tieren die Flasche mit Kuhmilch, sobald sie davon allein leben können, doch in den ersten Tagen nach der Geburt wird, wenn die Mutter tot ist oder so viele Junge warf, daß sie allein nicht genügend Milch aufzubringen imstande ist, eine andere Mutter zu Hilfe genommen. Meist sind es Mutterhunde, die mit den kleinen Pflegebefohlenen so gut umgehen als seien es ihre eigenen Jungen. Im Berliner Zoologischen Garten, der sehr mit kleinen Löwen und Leoparden gesegnet wurde, hat eine Hundemutter die Ammenstelle übernommen, die ihre absonderlichen Jungen fürsorglich anzieht.

Kurioses aus der Zeit.

Unter anderem:

freierten die Weimarer Bäder zur Goethe-Feier als neues Lokalgebäude „Stifflige Grottenzöpfe“.

richtete der Bundesstaat Chihuahua in Mexiko einen Scheidungsgerichtsdienst ein, der gegen eine Einheitsgebühr von 10 Dollar Scheidungsurkunden per Post, ohne persönliche Anwesenheit der Gatten, in alle Teile der Welt schickt, versucht man in Amerika, die Schönheitsmittel durch Hypnose zu ergänzen.

stellte eine Frau in Posen im Jahre 1923 an das Finanzministerium in Warschau ein Gesuch wegen Altersversorgung, dessen Beantwortung jetzt mit dem Vermerken eintraf, die Antragstellerin möchte entsprechende Unterlagen einsenden. Die Antragstellerin ist indessen 1921 verhungert aufgefunden worden.

Dies und das.

Schon im Jahre 1714 konstruierte der Engländer Mill eine Schreibmaschine, die aber noch keine Bedeutung gewann. Aber der Däne Rasmus Malling Hansen, der Vorsitzende der Taubstummenanstalt in Kopenhagen, erfand die erste brauchbare Schreibmaschine, die ursprünglich als Hilfsmittel für Blinde gedacht war.

In London hat sich eine ganz neuartige Gesellschaft gebildet, die Gemälde und Skulpturen moderner Künstler gegen bestimmte Sätze ausleiht. Man braucht also nicht mehr alle Bilder, die einem gefallen, zu kaufen, sondern kann sie auswechseln, was sicherlich den Beifall weiter Kreise finden wird.

Die echten Zigaretten stammen aus Indien. Um das Jahr 1400 wurden sie von einem anderen Volke aus dem Lande verdrängt.

In den Vereinigten Staaten gibt es nicht weniger als 130 verschiedene Religionen.

Wer sich im Walde verirrt, kann in den Bäumen selbst einen guten Wegweiser finden, wenn er daran denkt, daß die Nordseite der Stämme moosiger und grüner ist als die andere, da sie weniger Sonne und Wärme bekommt.

Billard war ursprünglich ein Spiel, das im Freien gespielt wurde, ähnlich dem Croquet. Erst in späterer Zeit ist es in das Haus verlegt worden.

Zwei junge Amerikaner haben ein geschmeißenes Glas erfunden, das man aufrösten kann, ohne es zu beschädigen. Es wird angenommen, daß das neue Material in weitem Maße für Toilettenpiegel sowie auch für alle möglichen wissenschaftlichen Zwecke Anwendung finden wird, da man es mit beliebigen Rückseiten versehen kann.

Heiteres.

Geprüft. Zwei Schönen saßen in einem Restaurant und warteten. Ein Dritter sah es und fragte, warum sie das täten. Als sie erklärten: „Wir würden um einen Gänsebraten“, — bettelte er sich flugs, verlor jedoch. — „Wollen wir den Braten nun bestellen?“ fragte er. — „Ist nicht nötig“, erhielt er zur Antwort, „den haben wir schon gegessen und warteten nur darauf, wer ihn bezahlen soll.“

Englischer Humor. Endlich weiß ich, wo mein Mann seine Abende zubringt! — „Was du nicht sagst! Wie hast du das bloß herausgebracht.“ — „Laß dir erzählen! Komme ich da gestern abend nicht sahnd schon um neun Uhr nach Hause, und, du ahnst es nicht: wer sitzt im Sessel am Kamin und liest? Mein Mann!“

In einer Schrebergartenlaube saß Audi und spielte Mundharmonika. Ein kleines Fräulein ging vorbei, blieb stehen und lauschte der Musik. Rief Audi: „Kommen Sie herein, Fräulein, setzen Sie sich doch!“ Das Fräulein kam zögernd näher: „Aber um zehn Uhr muß ich bestimmt im Hause sein!“ Verhigte Audi: „Unter Garantie! Um acht Uhr kommt hier nämlich sowieso der Besitzer und wirft uns raus!“

Laufende Autos. Müller fuhr in einem kleinen Dorf einen Mann über den Haufen. Bestürzt packte er das sprachlose Opfer in seinen Wagen. Nur ein kleiner Junge war Zuschauer. „Habt ihr hier einen Doktor im Ort?“ fragte Müller angezogen. — „Ja.“ — „Kannst du mich zu ihm führen?“ — „Ne.“ — „Zum Donnerwetter warum denn nicht?“ — „Weil er schon in Ihrem Auto sitzt.“

Amtschimmel. Auf dem Postamt. Eine versucht zu schreiben. Geht nicht. Die Feder ist kaputt. Während rennt er an den nächstbesten Schalter: „Sagen Sie mal, diese Feder stammt wohl noch aus dem dreißigjährigen Krieg?“ — „Können Sie nicht lesen?“ deutet der Mann hintern Schalter auf ein Schild. „Auskunft erteilt Schalter 4!“

Die Drohung. Margarethen ist ungezogen. Eines Tages ist die Mutter ganz verzwweifelt. „Ich will dir etwas sagen, Margret“, sagte sie streng, „wenn du weiter so ungezogen bist, und so unartige Dinge tust und sagst, dann werden deine Kinder auch sehr ungezogen sein.“ Margarethen lächelt triumphierend: „Da hast du dich aber selbst verraten, Mutti!“

Geistesgegenwärtig. „Als neulich der Löwe im Zirkus ausbrach, hat Egon seine Geistesgegenwart bewiesen.“ — „Wie so denn?“ — „Während alles schrie und zum Ausgang drängte, ging er ganz ruhig in den Löwenkäfig und schloß die Tür fest hinter sich zu.“

Kompliziert. Auf einem Rasenball sagt eine Maske zu einem Herrn: „Sie zerbrechen sich den Kopf, wer ich bin; ich will es Ihnen leichter machen. Ich bin Ihr Kind und habe von Ihrem Kinde zwei Kinder! ... Also wer bin ich?“

Die Ohrfeige. „Als ich noch jung war, ging ich einmal eine Stunde weit zu Fuß, nur um einem meiner Feinde eine Ohrfeige zu geben.“ — „Und dann sind Sie den weiten Weg wieder zu Fuß zurückgekehrt?“ — „Nein — auf einer Tragbahre.“

Schach-Sache.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettl Nr. 65 bei Zepf-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 81.

Von Gen. Eduard Zerkert, Schaiba. Schwarz: Kd5; Tb5; Sa3; Bb3, h6 (5).



Weiß: Kd8; De3; Ld7; Se5; Be5 (5).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Zwettl Nr. 65, einzuliefern.

Lösungszug zu Nr. 78: Se2-e1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hiele Josef, Markersdorf; Felicit Hermann, Kramitz; Witulsky Heinrich, Aabelau; Doyer Otto, Seeg; Walter Ludwig, Kovel Franz, Michel Rudolf, Schmid Ferdinand, alle aus Kwitkau; Mildorf Adolf, Tilschan; Kraus Gerhard, Lurn; Hertert Eduard, Schaiba; Wenzel Adolf, Wensdorf bei Gaba; Dinneberg Emil, Teichan; Triffky Gustav und Cnat Adolf, Bilschwan; Albert Rudolf, Proßkowitz; Syna Josef, Postauß; Settmacher Arthur; Zwettl; Gottfried Johann und Witsil Johann, Betschkau bei Staab.

Partie Nr. 9 (Sizilianisch).

Gespielt am 16. August 1931 in Komotau

II. Bezirk gegen VIII. Bez.

Weiß: Siegl, VIII. Bezirk.

Schwarz: Scharoch, II. Bezirk.

- 1. e2-e4 e7-e5
- 2. Sg1-f3 Sb8-c6
- 3. Sb1-c3 e7-e6
- 4. Lf1-e4

Dieser Zug bereitet Schwarz keine Schwierigkeiten, am stärksten ist d4 oder Lf1-e2.

4. . . . a7-a6

Um Sb5 zu verhüten.

5. d2-d3

Weiß spielt die Eröffnung zu zahm, d1 war besser.

5. . . . Sg8-f6

6. Le1-g5 Lf8-e7

7. 0-0 0-0

8. a2-a3 b7-b5

9. Le4-a2 Le8-b7

10. Dd1-e2 Ta8-c8

11. Ta1-d1 Sc6-b8

12. De2-e3 h7-h6

13. Lg5-h4 Sf6-g4

14. Lh4xe7

Ein schwerer Fehler, der den Weißen die Qualität und die Partie kostet.

14. . . . Sg4xe3

15. Le7xd8 Sc3xd1

16. Tf1xd1 Tf8xd8

17. e4-e5 Lb7xf3

18. g2xf3 d7-d6

19. f3-f4 d6xe5

20. f4xe5 Td8-d4

Weiß schleppete noch die Partie bis zum 10. Zuge hin, ehe er aufgab. Ein folgenschwerer Abtausch: nach De3-f4 im 14. Zuge hätte er Ausgleich erlangt.

Anmerkungen von W. Sch.